



Wer sich in Ehe- und Familienfragen an die kirchliche Lehre hält, wirkt der Stammesbildung entgegen.

© iStockphoto.com

## Wie die katholische Kirche den Fortschritt beschleunigte

Die Ehe macht den Unterschied: Der Anthropologe Joseph Henrich erklärt die Psyche der Europäer

MARKUS SCHAR

Das Abendland, das seit Kolumbus seine Wirtschaft und damit seine Werte auf dem ganzen Globus durchsetzte, steht im Zeichen des Kreuzes, also des Christentums. Auch in Zeiten, da sich die Kirchen leeren, halten Politiker an diesem Glauben fest.

In Italien wehrte sich die Regierung mit dem Argument gegen eine Klärgemeinde, die das Abhängen der Kruzifixe in den Klassenzimmern forderte, das Kreuz drücke über seine religiöse Bedeutung hinaus «die Grundsätze und Werte der Demokratie und der Zivilisation des Westens» aus. Und der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte liess diese Haltung in einem Urteil vom 2011 zu.

In der Schweiz zettelte vor zwei Jahren der neue CVP-Präsident Gerhard Pfister eine Debatte über die Leitkultur des Landes an: «Ich glaube, Freiheit, Gleichheit und Solidarität sind christliche Werte, die die Politik konkretisieren muss», sagte er dieser Zeitung. Und in Bayern setzte in diesem Jahr Ministerpräsident Markus Söder durch, dass in allen Behörden gut sichtbar ein Kruzifix hängt als Zeichen der «kulturellen Identität» christlich-abendländischer Prägung des Freistaats.

Die Leitkulturkämpfer sehen darüber hinweg, wie Kritiker meinen, dass das christliche Abendland in der Renaissance sein Erbe aus der Antike nur dank der Überlieferung im islamischen Kulturraum wiedergewann und dass es seit der Aufklärung die Freiheit und die Gleichheit der Individuen gerade gegen den Vatikan erstritt. Ausserrechnet ein Anthropologe, der in bahnbrechenden Studien zeigte, wie Gesellschaften «grosse Götters» schufen, um ihr Zusammenleben zu ordnen, gibt aber jetzt jenen Politikern recht, die auf der Bedeutung der katholischen Kirche für unsere Kultur bestehen – allerdings nicht wegen ihrer Theologie, sondern wegen ihres «Ehe- und Familienprogramms».

### «Weirde» Experimente

Der Kanadier Joseph Henrich, der es nach einer Anstellung als Assistentenprofessor bei Martin Marzetta bis zum Vorsitz des Department of Human Evolutionary Biology von Harvard brachte, zählt zu den aufregendsten Köpfen seines Faches.

Er forschte als Professor für Psychologie wie für Ökonomie an der University of British Columbia dazu, wie die Menschen zusammenarbeiten, auch mit dem Zürcher Ökonomen Ernst Fehr, und wie sie vor Jahrtausenden die Religionen mit moralisierenden Göttern erfanden, weil sich nur so in den heranwachsenden Staaten Regeln durchsetzen liessen.

Und er wies dank seiner ethnologischen Feldforschung in aufsehenerregenden Studien nach, dass sich die Verhaltenswissenschaften fast ausschliesslich auf Experimente mit Menschen stützen, deren Verhalten für die Menschheit gar nicht repräsentativ ist, auf die «WEIRD»-people in the world. Das Adjektiv «weird» heisst vieles zwischen «selfish» und «grueselig» bei Henrich und seinem Co-Autoren steht das schlaue Akronym WEIRD für: white, educated, industrialized, rich, democratic – also weltweit eine kleine Minderheit.

In einem brillanten Buch verriet Joseph Henrich schliesslich vor drei Jahren «The Secret of Our Success». Die Menschen breiteten sich erfolgreich um den ganzen Globus aus, weil sie voneinander lernten, auch über Generationen und Grenzen hinweg – so schritt nicht nur ihre Natur, sondern auch ihre Kultur gemäss den Gesetzen der Evolution voran. Wer die Bedeutung des kollektiven Gehirns versteht, erklärt er als Fazit, der erkenne, weshalb Gesellschaften unterschiedlich innovativ seien: «Es geht nicht um die Intelligenz von Individuen, sondern um den Willen und das Können einer grossen Zahl von Menschen, frei zusammenzuarbeiten, sich auszutauschen, vertrauensvoll mit Fremden zu handeln und von ihnen zu lernen.»

Jetzt bringt der Anthropologe seine innovativen Ansätze zusammen in der Frage: Wie kam es dazu, dass sich die «WEIRD peoples» rund um den Globus durchsetzten und eine historisch einzigartige Entwicklung vorantrieben, weil sie nicht nur in Sippen von Verwandten, sondern auch mit Massen von Fremden zusammenarbeiten konnten? Wie lief also die Evolution der Kooperation? Und er gibt eine überraschende Antwort: wegen des Ehelebens, zu dem sich die Kirche über Jahrhunderte erzog.

Das Buch dazu habe er fertig im PC, sagte Joseph Henrich, als er seine Arbeit im April an einer Tagung des Center for

International Development von Harvard vorstellte. Das Referat zu «The Evolution of Us» liess sich auf YouTube anschauen und die wissenschaftliche Grundlage jetzt auf dem Social Science Research Network nachlesen: «The Origins of WEIRD Psychology», eine tief-schürfende Studie, die mit allen Anhängen 174 Seiten umfasst.

«Der Mensch ist eine einzigartige Affenart», erklärt der Anthropologe: «Eine kulturelle Spezies.» Die Menschen prägt das zwei Millionen Jahre lange Zusammenleben als Jäger und Sammler, das auf egalitärer Teilhabe und reziproken Beziehungen beruht. In der Kleingruppe teilen wir miteinander, helfen uns gegenseitig, stossen andere aus und weihen Fremde ab. Seit der Entwicklung des Homo erectus herrschten solche interspezifischen Beziehungen: «Der Erfolg des Einzelnen hing von jenem seiner Gruppe ab.» In der modernen Gesellschaft gelten dagegen persönliche Grundsätze, so dass sich das Individuum frei von Blutsbanden entfalten kann. Wie kam es dazu?

Der Anthropologe schaut, wie die Ethnologie seit je, auf die Verwandtschaftsverhältnisse, vor allem auf die Entwicklung des Inzestverbots. In den bäuerlichen Gesellschaften, die seit zehntausend Jahren heranwachsen, mussten die Menschen ihren Besitz an die Nachkommen vererben und gegen Angreifer verteidigen. Sie schlossen sich deshalb zu Clans zusammen, indem sie Verwandte heirateten, wenn möglich Cousins. So banden die traditionellen Gesellschaften die Menschen ohne individuelle Rechte in komplexe Familienstrukturen ein.

Dagegen kämpfte das Christentum seit der Spätantike, weit über die Inzestverbote in der Bibel hinaus. Und nach der Trennung von der östlich orthodoxen packte die westlich katholische Kirche eine Obsession mit diesem Problem: Von den siebzehn Synoden zwischen 511 und 627 verschärfte dreizehn die Heiratsregeln immer weiter; im Jahr 1003 verbot schliesslich König Heinrich II. im Heiligen Römischen Reich die Ehe bis hin zu Cousins sechsten Grades – also mit einem gemeinsamen Vorfahren unter ihnen je 128 Urruhnungsgrosseltern! «Man durfte nicht mehr in der Familie, musste aber einen anderen Christen heiraten», stellt

Joseph Henrich fest, «Darum gibt es in Westeuropa keine Stämme».

Die Folgen sehen die Forscher noch heute in der säkularisierten Gesellschaft. Sie entwickelten aufgrund des Ethnographic Atlas einen Index der «Verwandtschaftsintensität» und verglichen ihre Ergebnisse mit jenen der bekannten psychologischen Tests, die weltweit einerseits die Individualität und andererseits den Konformismus messen. Und sie beriefen sich auch auf die Experimente der Zürcher Ökonomen um Ernst Fehr wie das Public Good Game: Die Spieler zahlen geheim einen Betrag in einen Topf, ein, dann wird der Gesamtbetrag vervielfacht und den Spielern zu gleichen Teilen ausbezahlt – so kann auch profitieren, wer als Trittbrettfahrer nichts beiträgt, am meisten aber, wer im Vertrauen auf die Mitspieler grosse Beträge einzahl.

### Neue Versuche

Bei diesen Tests fanden die Forscher überzeugende Korrelationen zwischen der «Verwandtschaftsintensität» und dem «Ehe- und Familienprogramm» der katholischen Kirche: Je stärker und länger eine Gesellschaft unter dem Einfluss von Rom stand, desto eher zeigt sich noch heute, dass die Menschen auf Individualität setzen, sich nicht in die Konformität fügen und vertrauensvoll mit Fremden zusammenarbeiten – die Voraussetzung für den Fortschritt im christlichen Abendland.

«Dies könnte eine der halben Dutzends der wichtigsten Studien in den Sozialwissenschaften sein», schwärmt der Ökonom Tyler Cowen auf seinem renommierten Blog Marginal Revolution. Tatsächlich zeigt die Arbeit nicht nur, «dass unsere Instinkte und unsere Institutionen bei den Verwandtschaftsverhältnissen auch nach Jahrhunderten noch unsere Psyche prägen», wie Joseph Henrich meint. Sie wirft auch heikle Fragen auf, so jene, ob das Zusammenleben so gegensätzlich geprägter Menschen in multikulturellen Gesellschaften gelingen kann.

Derzeit kümmert sich die Politik aber kaum um das Problem. In Bayern regt das Streitthema nach den Wahlen im Oktober kaum noch jemanden auf. Und auf der Website der CVP Schweiz findet sich von der versprochenen «ursachenkritischen Wertedebatte» nichts mehr.

## Wovon leben Sie?

Was Leser von Autoren am dringendsten wissen wollen

ALAIN CLAUDE SULZER

Nicht nur jene, die schon Erfahrungen mit ihnen haben, kennen die Honorarsätze von Anwälten, sie bewegen sich, wie man weiss, auch ausserhalb der Schweiz, in Höhen, von denen Schriftsteller nur träumen können – und nicht bloss sie. Niemand käme auf die Idee, einen Anwalt zu fragen, ob er von seiner Arbeit leben könne. Auch Millimänner und Kassiererinnen oder Rentenbezügler werden nicht danach gefragt, wenglich aus anderen Gründen; man möchte sich die Peinlichkeit ersparen, sie sagen zu hören, dass sie davon weder leben noch sterben können, wie eine alte, etwas windschiefe Redewendung besagt.

Ganz anders verhält es sich mit Schriftstellern. Nebst der Frage «Warum schreiben Sie» – die einem, je älter man wird, immer seltener gestellt wird – und der Frage, ob ich mit den Sulzers aus Winterthur verwandt sei (bin ich nicht), gehört die Frage, ob ich vom Schreiben leben könne, zu den Fragen, die mich begleiten, seitdem ich ausschliesslich vom Schreiben zu leben versuche.

### Wohlmeinende Neugier

Die Frage, die meist unter vier Augen nach Lesungen gestellt wird, würde vermutlich unterbleiben, wenn ich die Frage nach den Winterthurer Wurzeln bejahen könnte. Ein Sulzer aus Winterthur könnte sich das Schreiben auch dann erlauben, wenn er damit nichts verdiente, er hätte sowieso immer Geld in der Tasche. Nicht anders müsste es einem Lyriker namens Flick, Porsche oder Siemens ergehen – weshalb Autoren mit solchen Namen gewöhnlich unter Pseudonym veröffentlichen.

Nicht nur mir ergeht es so und nicht nur Autoren auch Musiker – Komponisten, aber auch Pianisten – werden immer wieder mit der Neugier wohlmeinender Bürger konfrontiert, die sich nicht vorstellen können (oder wollen), dass man mit künstlerischer Arbeit seinen Lebensunterhalt verdient. Die Frage wäre verständlich, wenn Autoren nach jeder Lesung mit dem Hut herumgingen oder in ihren Büchern ihre Bankverbindung für die Geld-Spender angeben würden.

Aber nein, nicht selten halten sie es mit Elias Canetti, der sich als junger Mann mit schlechten Erfahrungen dazu entschied, nie über Geld zu sprechen – was ihn gewiss nicht davon abgehalten hat, intensiv daran zu denken, solange er es nicht besass. Aber selbst jene Autoren, die den Eindruck vermitteln, mit ihren Büchern viel Geld zu verdienen, sind gegen die Frage nicht gefeit. Es nützt alles nichts, dem dringenden Bedürfnis muss nachgegeben, die indiskrete Frage muss gestellt werden.

### Der Tipp des Steuerberaters

Natürlich beginnt sich jeder Schriftsteller eines Tages zu fragen, warum gerade sein Berufsstand die fürsorgliche buchhalterische Neugier sonst durchaus kunstsinnger Menschen herausfordert. Ich gehe nicht davon aus, dass die Fragen dem am liebsten hören würden, dass mit Kunst kein Geld zu verdienen sei, es könnte jedoch sein, dass sie vom Künstler eine Unabhängigkeit des Geistes erwarten, die nicht mit ehrosem Geld entschädigt werden sollte; besser sei es also, er stünde ausserhalb der Gesellschaft im zogen Dachgeschoss wie Spitzwegs Post; die dünne Luft da oben muss zum Leben und für die Kunst reichen.

Ich empfehle jungen Autoren, sich eine Antwort zurechtzulegen, die keine weiteren Fragen aufkommen lässt. Etwa: «Das geht Sie nichts an», oder: «Wie viel verdienen Sie?» Oder aber: «Ich stamme aus reichem Haus und habe es nicht nötig, Geld zu verdienen.» In meinem Fall: «Ich heisse Sulzer. Sie wissen, was das bedeutet? Mein Steuerberater hat mir dazu geraten. Schreiben kann man abschreiben.»

Der Schriftsteller Alain Claude Sulzer lebt in Basel und Berlin. Im letzten Herbst erschien im Galan-Verlag sein Erzählband «Die Jugend ist ein fremdes Land».